

HERMANN BURGER

Brenner 1:
Brunsleben

Brenner 2:
Menzenmang
Roman

Mit einem Nachwort von Kaspar Villiger
Nagel & Kimche

N&K

Nagel & Kimche E-Book

Hermann Burger
WERKE IN ACHT BÄNDEN

Herausgegeben von
Simon Zumsteg

Sechster Band

Romane III

Hermann Burger

BRENNER 1
BRUNSLEBEN

BRENNER 2
MENZENMANG
(KAPITEL 1-7)

Roman

Mit einem Nachwort von
Kaspar Villiger

Nagel & Kimche

Die Werkausgabe wurde ermöglicht dank der großzügigen
Unterstützung durch

den Kanton Aargau

prshelvetia

sowie der Unterstützung durch

die UBS Kulturstiftung

die STEO-Stiftung Zürich

die Stadt Zürich Kultur

den Verein zur Förderung des Schweizerischen
Literaturarchivs

© 2014 Nagel & Kimche

im Carl Hanser Verlag München

Umschlag: Stefanie Schelleis, München

Porträtfoto Hermann Burger: 1988, © Andreas Pohlmann

Herstellung: Andrea Mogwitz und Rainald Schwarz

Satz: Satz für Satz. Barbara Reischmann

ISBN Band 6: 978-3-312-00617-5

Unser gesamtes lieferbares Programm
und viele andere Informationen finden Sie unter:

www.hanser-literaturverlage.de

Erfahren Sie mehr über uns und unsere Autoren auf
www.facebook.com/HanserLiteraturverlage oder folgen Sie
uns auf Twitter: www.twitter.com/hanserliteratur

Datenkonvertierung E-Book:
Kreutzfeldt digital, Hamburg

INHALTSVERZEICHNIS

BRENNER 1

Brunsl eben

- 1. Leonzburg-Combray, Elegantes maduro
- 2. Schuco-Malaga, Wuhrmann Habana
- 3. Sandtörtchen Madeleine, Sandblatt Vorstenlanden
- 4. Pavillon Sonnenberg, Brenner San Luis Rey
- 5. Kleines Kolleg über den Schnupftabak, Leonzburger Nr.
0
- 6. Erwachen in Soglio, Brenner Export
- 7. Der Zauber der Farben, Brenner Export gepresst
8. Besuch aus Java, Vorstenlanden
- 9. Das Ur-Geräusch im Palazzo Castelmur, Huifkar Trabuco
- 10. Studien in Soglio, Brenner Braniff, der wilde Cigarillo
11. Menzenmang, Rio Grande Weber Söhne AG
12. Die Pflanze, Havanna Puro
- 13. Fahrt nach Gormund, Rio 6 für unterwegs
- 14. Menzenmang Innenarchitektur, Montecristo No. 2
Elefantenfuß
- 15. Der Höllenfürst Pochhammer, Musterkoffer des
Cigariers
16. Frau Irlande, Parisiennes ohne
- 17. Das Circensische und die Geburt, Hoyo de Monterrey
des Dieux

- 18. Das verschollene Bilderbuch, Tobajara Reales Brasil
- 19. Forellen-Diner in Gormund, Romeo y Julieta Churchill
- 20. Menzenmang Gartenarchitektur, Grus
- 21. Hermann der Tabakgroßvater, Ormond Brasil Jubilé
- 22. Lehrzeit beim Großvater, Habasuma
- 23. Kinderheim Amden, Krummer Hund
- 24. Amden Materialien, Dannemann Fresh Brasil Escuro
- 25. Abschied von Menzenmang, Punch

BRENNER 2

Menzenmang (Kapitel 1-7)

- 1. Friedmatt, Rauchverbot
- 2. Königsfelden, Braniff Golden Label
- 3. Katathymes Glasbilderleben, Brenner Mocca
- 4. Hotelgast im Akutspital, Montecristo No. 1
- 5. Das Wunderkraut als Arznei, Rössli 7 Aromatico
- 6. Rückkehr nach Menzenmang, Kompletter Stumpenkoffer
- 7. Ich will Pfarrer werden, Davidoff Château Latour

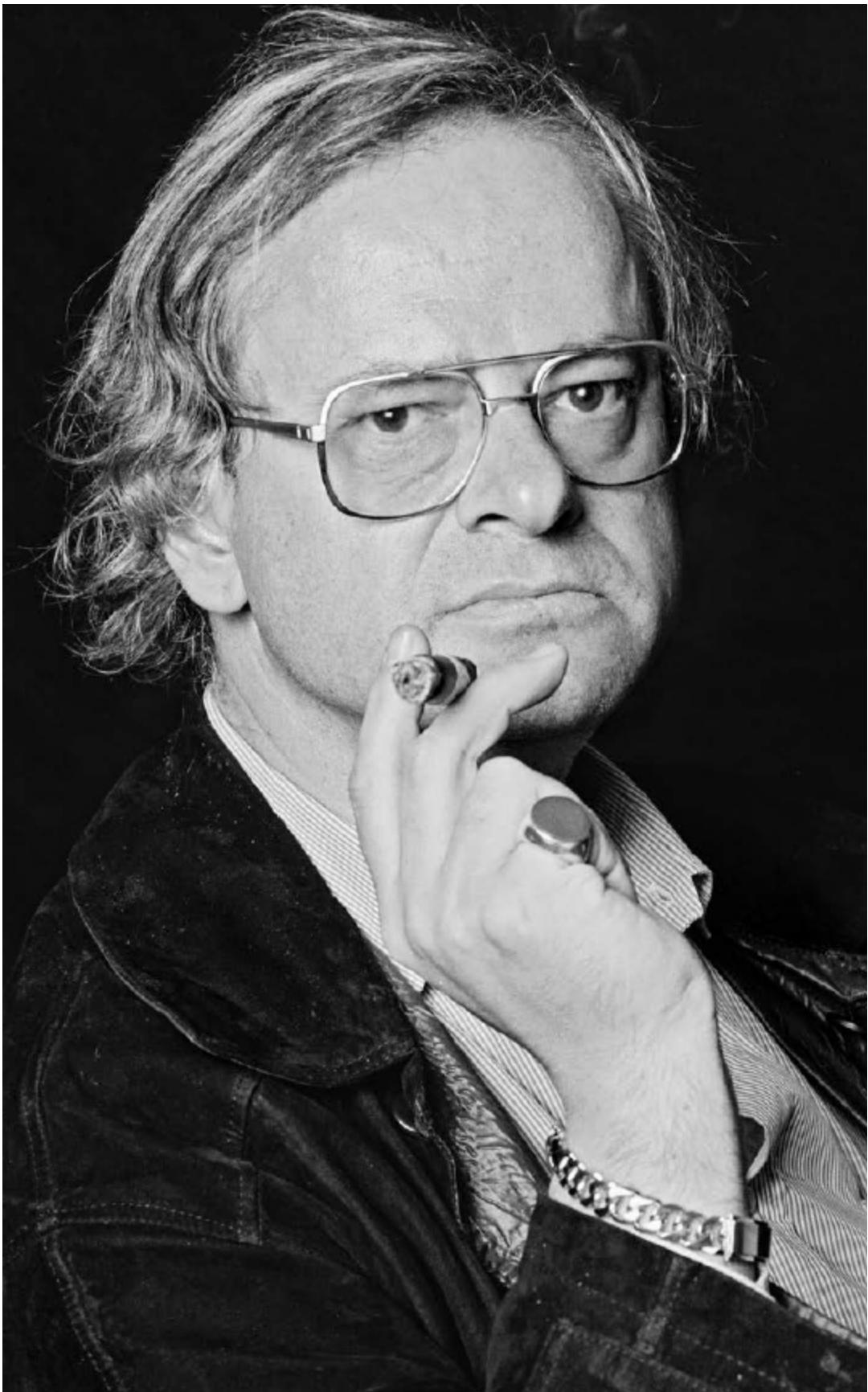
PARERGA

- Unterwegs zum Stumpenroman
- Der Tabak in Literatur, Gesellschaft und Geschichte
- Die WSB - Wynentaler Schermuts-Betriebe

ANHANG

Editorische Notizen

Nachwort von Kaspar Villiger





BRENNER

Erster Band
Brunslaben

Für Kaspar Villiger

1 LEONZBURG-COMBRAY, ELEGANTES MADURO

Mein Name ist Hermann Arbogast Brenner, ich bin ein Abkömmling der berühmten Cigarren-Dynastie Brenner Söhne AG im aargauischen Stumpenland. Doch habe ich selbst mit der Fabrikation nichts mehr zu tun, das wie die gesamte Branche in einer tiefen Krise steckende Unternehmen mit immerhin noch 360 Angestellten wird von meinem Cousin zweiten Grades Johann Caspar Brenner geleitet, der zunächst als Nationalrat der Liberalen Partei des Kantons Luzern – denn Pfeffikon, *Pfäffike*, liegt bereits im katholischen Gau, nordwestlich von Menzenmang –, seit vergangenem Herbst als Ständerat eine glänzende politische Karriere teils vor, teils hinter sich hat, und es ist nicht ausgeschlossen, dass er noch den Sprung in den Bundesrat schafft. Ein Brenner unter den sieben Landesvätern, vielleicht als Vorsteher des Volkswirtschafts-Departements, zweifellos der Höhepunkt unserer Familiengeschichte. Da mein Abervetter, Förderer und Freund zugleich ein geheimer Connaisseur der schönen Literatur ist, pflegt er freilich immer, *öppে die*, wieder darauf zu verweisen, dass der Untergang der Buddenbrooks mit dem Senatorenamt von Thomas Buddenbrook verknüpft sei, hier wie dort sei die dritte die kritische Generation. Ich sehe, sagte er mir neulich im

Büro des Stammhauses, im Augenblick keine Möglichkeit, noch einen genealogischen Ast höher zu klettern, und würde selbstverständlich, steuerte das Geschäft einem Kladderadatsch entgegen – du weißt schon, Dubslav von Stechlins Ausdruck am Wahltag auf der Fahrt nach Rheinsberg –, wohl auch als Politiker unhaltbar. Man kann nicht die Prinzipien der freien Marktwirtschaft, gar in der Schweiz, vertreten und gleichzeitig 360 Angestellten den blauen Brief franco Domizil schicken; das Schallwort übrigens, das er anstelle von «Bankrott» oder «faillissement» verwendete, ist aus «klatsch» über «kladatsch» entstanden und gab auch einer renommierten satirischen Zeitschrift den Namen, welche 1848 aus der Taufe gehoben wurde und 1944 die stehende Wendung «nomen est omen» wahr machte, man bezeichnet damit einen klirrenden Fall ebenso wie eine Aufregung oder einen Skandal, und ein *skandau im tau* war ja in der Tat, dass im Januar 1982 die Firma Weber Söhne AG in Menzenmang einging nach 144 traditionsreichen Jahren, gegründet als *heimzigarri* anno 1838 vom Strumpfmacher und ehemaligen Verleger Samuel Weber. Man denke nur an so populäre Marken wie den Rio Grande oder Webstar rund. Die Fusion mit Brenner Söhne AG führte denn auch dazu, dass sich der letzte Mohikaner dieses Familienunternehmens, Samuel Weber V., mit der Armeepistole erschoss, weil er seinem Vater am Sterbebett in die Hand versprochen hatte, ein Debakel dieser Art um jeden Preis zu vermeiden. Und siehst du, sagte mir Johann

Caspar, als wir ins sogenannte Musterzimmer hinüberwechselten, wo die vom vielen Proberauchen leicht verbräunte Cuba-Karte hängt, diese Insel mit dem langgezogenen Vogelkopf und den beiden Scheren Yucatan und Florida, welche den Golf von Mexiko bilden, mit den klassischen Anbaugebieten Oriente, Remedios und Partido, mit der Semivuelta und der royalen Vuelta Abajo, die Webersche Liquidation, die im Suizid meines Branchenkollegen Sämi, der übrigens bei uns den Posten eines Betriebsleiters bekommen hätte, ihren traurig-makabren Höhepunkt fand, hat uns nur gerade so viele Marktanteile gebracht, dass wir ein Jahr lang die ständig sinkende Produktionshöhe von 130 Millionen Stumpen, Cigarren und Cigarillos konstant halten konnten. Das sind die wahren Fakten. Da kann ich dich im Grunde nur beneiden. Du residierst auf dem Chaistenberg im Schlossgut Brunsleben, bist dank der Tabakrente bis ans Ende deiner Tage versorgt mit sämtlichen Delikatessen unseres Gewerbes und stellst, inspiriert vom Pneuma der Cohiba, manufakturistisch deinen Kindheits- und Stumpenroman her, kannst genüsslich beschreiben, worum wir täglich kämpfen müssen. Dein Epos, ein Stimulans, das nie ein Kleber mit der Warnung des Bundesamtes für Gesundheitswesen verunzieren wird, ist, sofern wir den nuklearen Omnizid noch etwas hinauszögern können, selbst dann noch auf dem Markt, wenn wir «futschibus» sind.

Ich weiß nicht, ob mein Cou-Cousin, der übrigens rechtzeitig diversifiziert hat und ins Velogeschäft

eingestiegen ist, da nicht etwas zu schwarz, zu oscuro sieht und dem für dritte Unternehmertypen typischen Zweckpessimismus huldigt. Gewiss, die Gründer sind die Landerwerber und Architekten, die Söhne, welche die Firma in eine Aktiengesellschaft überführen, die stolzen Bewohner des Baus, die Enkel haben es dann oft nur noch mit Reparaturen zu tun, aber so viel Kaufmannsininstinkt besitze ich noch in meinen späten Brunslebener Jahren, dass ich der «Brennerei», ein Kosenname, der sich vom ursprünglichen Tabaktrinken herleitet, eine intakte Kreditwürdigkeit bis über das hundertjährige Jubiläum hinaus garantiere, denn geraucht wird allemal, bleibt nur die Frage, was, wo gepafft wird, kann man ruhig harren, böse Menschen haben nie Cigarren. Ich werde mit diesen bescheidenen Blättern vom Grumpen bis zum Geizen das Meinige dazu beitragen, dass man das Kind nicht mit dem Bad ausschüttet und just in unserer schnelllebigen Zeit erkennt, wie himmelweit der Unterschied zwischen einem reflexartig aus dem Päckchen gezogenen Glimmstengel und einer Por Larrañaga ist, vom Sucht- zum kontemplativen Genussverhalten, das dürfte die Devise sein, allein der teer- und nikotingesättigte Filter - *de pariser* - des nervös im Ascher zerquetschten Stummels müsste dem Kettenraucher drastisch vor Augen führen, dass er es bei der Parisiennes oder Marlboro, um x-eine Marke zu nennen, nicht mit einem reinen Naturprodukt, sondern mit einem karzinomfördernden Giftspender zu tun hat. Er muss ja seinem tief im Unbewussten verankerten

Selbstvernichtungs-Schuldgefühl zufolge die Kippe abtöten, mit dem Absatz auf der Straße einer Werre gleich zertreten, während die Cigarre bereits nach zwei Dritteln gelassen beiseite gelegt wird und eines natürlichen Todes stirbt, indem sie zu atmen aufhört. Eine Tobajara Reales, Cruz das Almas, Bahía, Brasil entfaltet ein derartig würziges Bouquet, dass sie nicht inhaliert zu werden braucht, Nase und Gaumen sind vollauf befriedigt. Das, lieber Johann Caspar Brenner, ist die Zukunft, der Havanna-Import in der Schweiz stieg von 3,8 Millionen Stück in den siebziger Jahren bis 1988 auf 5,6 Millionen, unser Land weist den weltweit höchsten Pro-Kopf-Verbrauch auf, und wenn ich statistisch nüchtern «pro Kopf» sage, passe ich mich der Fasson der Corona und Panatela und Trabuco an, samt und sonders *chopfsigarrē*. Die Kopfcigarre, dies mein Werbevorschlag, für Köpfe, eine Montecristo Nummer 1 mit Brandende und handgeformter Kuppe ist eine Sache des Geistes und des Sentiments und nicht des hektischen Verbrauchs. Wie hieß doch der Spruch, den mein Großvater Hermann Brenner in seiner Wirtschaft Waldau aufgehängt hatte: Tabakpflanzen und die Reben hat der Herrgott uns gegeben, wenn wir weise sie gebrauchen, darfst du trinken und auch rauchen.

Dies möchte ich zu bedenken und zu kosten geben, bevor ich mich, soeben mit dem Zuschneiden einer Hoyo de Monterrey des Dieux beschäftigt, die ich dem Gabun-Cabinet entnehme, wo sie das Aroma mit ihren Schwestern austauscht, die von einem gelbseidenen Band zu einem

halben Halbrad gebündelt werden, Flor Extrafina, dem Körper des Elegantes-maduro-Kapitels zuwende, der engen Nachbarschaft von Brunsleben, Menzenmang und Gormund mit Leonzburg-Combray. Zuvörderst wird der geneigte Leser darüber aufzuklären sein, weshalb und wie die nie ganz aus ihrem mittelalterlichen Dämmerschlaf aufwachende, besonders an Hochsommertagen still vor sich hin brütende Bezirksstadt an den Ufern des Aabachs und zu Füßen des Schlossbergs zu ihrem Proustschen Beinamen kommt. Es war mein Logis- und Brotgeber Jérôme von Castelmur-Bondo, der mich bei einem unserer vorabendlichen Tabakskollegien in seinem Fumoir oder Turmzimmer auf die Ähnlichkeit der mittelländischen Landschaft des Aargaus mit der normannischen bei Proust aufmerksam machte. Wir saßen wie immer im Dämmerlicht der metertief ausgebuchteten Biedermeiernische unter den grandguignolhaft gezackten, altkarmesinenen Lambrequins, die wie das Fragment eines gerafften Piccolo-Theatervorhangs oder wie geschürzte Moulin-Rouge-Dessous wirken, freilich durch und durch papieren. Der Emeritus, im Dorf Bruns schlicht *de profässer*, bequem hingestreckt auf dem Louis-treize-Fauteuil mit dem blassrot gestickten Palazzo-Bondo-Muster, dessen Lehne man mittels gezahnter Eisenbögen verstellen kann, hinter und über ihm das verblichene Maisgelb der Wand mit einem Gehänge von Säbeln, Kokarden und goldbronzierten Epauletten, darunter die rotweiße Ehrenschnur und die Bauchbinde eines Vorfahren, der im 18. Jahrhundert in den

Diensten eines Neapolitanischen Regiments stand, ich meinerseits schräg vis-à-vis auf einem rahmweißen Louis-quinze-Sessel, mit dem Rücken zum ehemaligen Cigarrenschrank seines Vaters, in dem heute, quasi habanoid konserviert, die kostbaren Erstausgaben von Rilke, Thomas Mann und Proust stehen, Letztere in Pergament gebunden, und auf dessen unterstem Tablar in samtenen Schmucketuis die Orden liegen, Officier de la Légion d'Honneur, fünf Kreuze, das silberne Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich, die Medaille der Karls-Universität Prag und, allerdings verschlossen, das von Bundespräsident Karl Carstens überreichte Bundesverdienstkreuz, ich erinnere mich noch, auch mein Kurzzeitgedächtnis beginnt nachzulassen, an den Wortwechsel mit dem Chauffeur, der seinen Corps-Diplomatique-Mercedes, von der Staatskarosse zum Flaggschiff, vor dem inneren Schlosstor parkiert hatte, mir beim Laubet zusah und meinte, Gärtner sei doch nach wie vor der schönste Beruf, eine Rolle, die einem per Zufall angeboten wird, soll man immer annehmen, also erklärte ich ihm die Bepflanzung der drei steil aufragenden, nach italienischem Vorbild errichteten Terrassen, schwärzte von Astern, schwälenden Tagen.

Jérôme - wenn ich ihn mal der Kürze wegen, in der freilich gerade nicht die Würze der Hoyo liegt, vertraulich so nennen darf, was sich für einen eckermännischen Untermieter mitnichten ziemt - und ich haben nach der Erprobung einiger anderer Konstellationen

herausgefunden, dass diese Sitzordnung der Konversation, in deren Geist meine Tabakblätter gehalten sein sollen, am förderlichsten sei, zwischen uns stand der Guéridon mit seiner Vorrichtung für Kohlefeuerung, darauf das Rauchzeug und die kühle Flasche Aigle Les Murailles von Badoux, die uns Amorose bereitgestellt hatte, der Schlossherr suckelte in kurzen Abständen an seiner Pfeife, welche inwendig so dick rußummantelt war, dass man hätte glauben können, der Auskratzer sei noch nicht erfunden, ich genoss die Marke des Hauses, Rey del Mundo, und wir hatten, wovon wir eben sprachen, im Rahmen des achtteiligen Stichbogenfensters vor uns, denn über die Kastanienkronen hinweg sah man die Waldung Birch und dahinter das Lind, das sich bis zum Bollhölzchen vor Leonzburg erstreckt, nicht wahr, mon cher, hob Jérôme von Castelmur-Bondo an, indem sein imposanter Schildkröten-Schädel sich gewissermaßen einen Ruck gab, *es isch sssso*, natürlich ist Prousts Landschaft weniger hügelig als die unsrige, der Côté de Méséglise, wo Swanns Tansonville liegt, mündet ja in eine weite Ebene, jene flirrende Weite, die unser Freund Edmond de Mog an Frankreich so sehr liebt, aber die andere Seite, Côté de Guermantes genannt, ich erinnere an die Skizzen in George D. Painters zweibändiger Biographie, wo *bim Unsld erschine isch*, ist ja nur über die Abhänge des Vivonne-Tälchens erreichbar, *übrigens ...* Nun, versetzte meine Wenigkeit, haben Sie in Ihrem letzten Werk mit dem schönen Titel «Parler au Papier» Leonzburg als eine helvetische Replik zu Prousts

Provinzstädtchen bezeichnet, warum eigentlich? Ja, schauen Sie, ich bin ja nicht *schreftschteller*, sondern Historiker, der sich nach Aristoteles an das zu halten hat, was war und ist und nicht daran, was sein könnte. Man röhmt mir zwar nach, ich schriebe keinen streng wissenschaftlichen, sondern eher einen literarischen Stil, weshalb der Kritiker Adam Nautilus Rauch denn auch in seiner Laudatio anlässlich der Verleihung des Aargauer Literaturpreises im Aargauer Kunsthaus sagte, ich hätte offenbar lieber mit Dichtern als mit Professoren verkehrt, nun gut, da hat man also ausnahmsweise mal so was wie einen Einfall, Leonzburg als helvetisches Combray, und da kommen Sie, der teilprivatisierende Cigarier, daher und fragen, warum.

Es isch sssso, ich kann es Ihnen en détail weder erklären noch irgendwie begründen, glaube nur zu wissen – merken Sie, ein Wissenschaftler verwendet das Verb «glauben» –, dass es bei solchen Übertragungen mehr auf das Atmosphärische als auf das Topographische ankommt. Es gibt etwas, was man den pastoralen Zauber der Provinz nennen könnte, ich begegne ihm an der Schützenmattstraße ebenso wie in der Rathausgasse, auf dem Schulhausplatz oder in der Aavorstadt, und erst recht, wenn ich mit meinem Freund aus der Pariser Studienzeit, mit dem Komponisten und Maler Edmond de Mog – *schrybe chan er o no* –, wir wohnten damals Zimmer an Zimmer im Hotel Foyot, im nachsommerlichen Garten seines Hauses Sonnenberg an der Schlossgasse zu einem Lindenblütentee

erwartet werde und wir dann zu der mächtigen Feudalburg emporblicken, kann ich, wie in der Tagebucheintragung vom 17. April 1982 nachzulesen ist, nicht umhin, eine ferne Verwandtschaft zwischen den Grafen von Leoncebourg und Prousts Ducs de Guermantes zu vermuten. Proust sagt ja von der Romanlektüre, sie sei magisch wie ein tiefer Traum, ich habe die Stelle im ersten Teil der «Recherche» erst neulich wieder nachgeschlagen – in der Ausgabe von 1919 mit der Widmung der Marquise de Villeparisis vom 12. Dezember 1925 – sie steht direkt neben der Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe von Goethes Werken, *signifikanterwys* in fuchsrotem Leder – ob er, versuchte ich einzuwerfen, wisse, dass «Unsld» die Insel-Bändchen wieder in Feincanvas fadengeheftet und in rotem Ziegenleder von der Buchbinderei Lachenmaier in Reutlingen auflege, aber ich kam nicht zu Wort, tat aus Trotz einen extralangen Rey del Mundo-Zug –, eine Stelle, wo Proust auf die Romane von George Sand zu sprechen kommt, die ihm seine Großmutter schenkte, und an diese Jugendlektüre während der Osterferien in Combray knüpft der Dichter ein paar Reflexionen über das Verhältnis zwischen dem romanhaften und dem wirklichen Erleben an, was mit der erwähnten Magie zu tun hat, er sagt da in etwa – natürlich müsste man sich an das französische Original halten –, dass bei intensiver Vertiefung in ein Buch jede unserer Emotionen verzehnfacht würde, weshalb uns ein großes Werk der *littera-tuur* wie ein Traum erschüttere, der freilich viel klarer sei als die nächtlichen Träume, die

im somnolenten Endstadium nur Sekundenbruchteile dauerten.

Wie das möglich ist, hat die Tiefenpsychologie noch kaum erforscht, da gibt es aber einen Brief Rilkes aus dem Jahr 1914 – er konsultierte den Münchener Psychiater Stauffenberg im Hinblick auf eine psychoanalytische Behandlung –, wo er schreibt, dass sogenannte Nützlichkeitsmenschen – Sie sehen sofort die Parallele zu Musils Wirklichkeits- und Möglichkeitssinn im «Mann ohne Eigenschaften» – ohne weiteres Erleichterung erfahren könnten dadurch, dass man in ihnen einen «geistigen Brechreiz» erzeuge und sie ihre unverdaute Kindheit in Auswürfen von sich gäben, während er, Rainer Maria Rilke, und dies *notabäny* sagt er in der großen Schaffenskrise nach dem «Malte», gerade auf das angewiesen sei, was nicht lebbar gewesen, weil es zu groß oder vorzeitig oder entsetzlich gewesen sein müsse, *sinthemaal ... jetz han i dr fade verloore*. Und er blickte mich etwas froschäugig an, als ob wir in einem Examen säßen – *aha, jjja*, er sei darauf angewiesen, *das die wonderbar schtell*, Engel, Dinge, Tiere und wenn es sein müsse sogar Ungeheuer um das zu Vorzeitige oder zu Entsetzliche herumzubilden. Befriedigt darüber, dass er das gewiss sehr entlegene Briefzitat hatte reparieren können, klopfte Jérôme von Castelmur-Bondo energisch die Pfeife aus und kommentierte: *s'isch s'höleglychnisss*, um gleich wieder bei Prousts Magie anzuknüpfen. Die Erschütterung muss damit zusammenhängen, dass wir erfundene Figuren,

Handlungen, Landschaften und Gespräche als wahrer empfinden als die realen; wahrer, weil sie unter dem Gesetz des Dichters - und nun hob er warnend den Zeigefinger, erscht dieses dich-ters - stehen und vom Zufall befreit sind, er spricht fast wie ein Physiker von den unfasslichen Teilen der Seele, welche der Romancier durch ein Äquivalent von unmateriellen Teilen ersetze, so dass es zur Osmose - oder wenn de lieber willsch, chemi-ker ja, manchmal duzte der Emeritus Hermann Arbogast Brenner unvermittelt, was mir lieb war - kommen kann. Das ist es, was uns die Sprache gerade dann verschlägt, wenn einer wie Proust souverän über alle *nüangsce* des unendlich schmieg samen Wortes und Schachzüge der Syntax verfügt, wir verstummen, fühlen uns aber innerlich umso lebendiger, als wir teilnehmen an einer breiten Skala von Gefühlen vom tiefsten Schmerz bis zum reinsten Glück - gewisse Natalie-Dialoge im «Nachsommer», blau wie Aquamarin -, wie sie das Leben nie vermitteln kann, weil die Trägheit, mit der sich diese «emotions» einstellen, die Intensität quasi aufzehrt, es entsteht so etwas wie ein Reibungsverlust, um's churz z'sägge, was ich mit meinen 87 Jahren in schwerfälliger Sukzessivität erlitten habe und was mich in Entzücken versetzte, durchlaufe ich bei der Romanlektüre mit Siebenmeilenstiefeln, eine Liaison, eine Trennung, sie können in einem Kapitel dargestellt werden. Darum ist das Wort von der Magie des Traumes so zutreffend.

Da Jérôme von Castelmur-Bondo einen Schluck Aigle nahm, wie um das zahnchirurgisch Herausgemeißelte

herunterzuspülen, und anschließend seinen arg zerkauten Schmurgel wieder zum Qualmen zu bringen versuchte – warum nur leistete er sich keine Dunhill-Bruyère –, konnte ich ihn mit der Frage unterbrechen, ob er einen synoptischen Sprung zu Hofmannsthals «Ein Traum von großer Magie» gestatte. Wobei der geneigte Leser, dem gegenüber ich nicht genug beteuern kann, dass ich im Vergleich zum Schlossherrn, zu Bert May oder gar Adam Nautilus Rauch der Unbelesenensten einer bin, wahrscheinlich als Spätfolge davon, dass unsere Klasse in der Realabteilung der Aargauer Kantonsschule in Aarau ein geschlagenes Jahr lang mit Schillers «Wallenstein» gefoltert wurde, nicht etwa argwöhnen muss, ein solches Poem gehöre zu meinem aktiven Literaturschatz, ich habe es vielmehr in Vorbereitung auf das Gespräch über Leonzburg-Combray, zumal ich von der «Recherche» keinen Buchstaben kenne, abgeschrieben aus einem Taschenbuch, um nicht an Konversationsinsuffizienz leiden zu müssen. Das gehört zu meinem Vertrag in Brunsleben, nicht die Lektüre im Einzelnen mit dem so literaturbewanderten Historiker zu teilen, das wäre zu viel verlangt, aber doch «ansprechbar zu sein auf des Vermieters Lieblingsthemen», so der juristische Wortlaut, denn in der Tat, es ist ein zweischneidiges Schwert. Wer sich, um in die Magie des Traums zu sinken, einem bestimmten Schriftsteller intensiv widmet, befindet sich einerseits in einem Kommunikationsreichtum sondergleichen, er wird auf allen Antennen zugleich

bespielt, anderseits aber auch in einer dialogischen Armut, die pathologische Züge annehmen kann, wie anders ließe sich denn das Phänomen erklären, dass professionelle Leser unentwegt über das reden müssen, was sie in der Stille aufgenommen, als ob sie, wenn es uns erlaubt ist, noch eine Weile beim Traum-Bild zu bleiben, die hellseherisch erfassten Fetzen nach jeder Nacht zum Analytiker tragen müssten, mit dem Unterschied, dass sie den Therapeuten dafür zu bezahlen haben, dass er ihnen *ablost*, einen Freund, Gast, Besucher, Partner aber nicht.

Isch mer nit gägewärtig, erwiderte der tiefer und tiefer in seinen Palazzo-Bondo-Fauteuil sinkende Emeritus mit einem höflich einladenden Nicken, ich meinte, *hätti gmeint*, die sechste Strophe, wo es vom Magier, dem Ersten, Großen heiße: «Er bückte sich, und seine Finger gingen / Im Boden so, als ob es Wasser wär», riesige Opale ließen sich aus diesem Wasser fischen, sie fielen ab, was ich nicht begriffe, als tönende Ringe, das heiße, korrigierte ich mich ganz verwirrt darüber, so ausgiebig zu einem Votum zu kommen, ich könne die Stelle natürlich in einen Zusammenhang bringen mit meinen bescheidenen Künsten als Gelegenheitszauberer, das eine sei die Durchdringung fester Materie durch feste Materie, das andere mit den Opalringen sowohl die «Wunderbare Vermehrung» als auch eine typische Coin-Magic-Performance, bei der in meiner persönlich bevorzugten Routine ein Einfränkler in einen Zweifräenkler, dieser in einen Fünfliber, das Fünffrankensteinstück in ein Goldvreneli, dieses wiederum in

einen Kaiser-Franz-Josef-Dukaten und Letzterer in eine Fünfhundertfrankennote verwandelt würden, welche zum Entsetzen des Zuschauers in der Taubenkasseroche verbrannt und ihm als «Asche auf sein Haupt» gestreut würde. *Do dermit het s'zauberhafte gedicht vom Hofmannsthaal, wo übrigens im jaaahr säch-zäh sehr äng mit em Rilke isch befründet gsy, nü-üt z'tue, mon cher, ich mag mi bsinne, dr magier duzt «die längst hinabgeschwundenen Tage», sodass si weder ufedäm-mere,* trauervoll und groß, und dann, darin liegt die Parallele zur Zauberkraft des Dichters in der Proust-Stelle, die elfte Terzine, *es sind klassi-schi ter-zine, lönd sie mi lo überlege, ahhh jahhh:* «Er fühlte traumhaft aller Menschen Los, / So wie er seine eignen Glieder fühlte ...», das heißt, er spricht in einer andern Sache, man muss sich vor Augen halten, dass das griechische «magos» - Griechisch, nie gehabt! - ursprünglich die Mitglieder einer medizinischen Priester-Kaste meint und erst viel später den Sinn «Traumdeuter, Zauberer» annimmt, freilich auch, *i gibe ihne rä-cht, «Betrüger»*, die Quelle des aus dem Iranischen stammenden Lehnwortes ist so dunkel wie der Ursprung der Magie selbst, wobei wir ja unterscheiden müssen zwischen Weißer und Schwarzer Magie, Letztere versteht es, sich übersinnliche Kräfte dienstbar zu machen, hebt sich also in mephistophelischer Weise von der «Durchdringung von Materie durch Materie» ab, aber *öppis ganz anders, säge zi, de amerikaaner daa, wo chürzli im fern-seeh dur di chine-si-schi muur gschritte isch als*

wär si luffft, wi isch das mög-lich, da gaaht's doch um optisch tüü-schi-ge, ma cha ja schnyde. Nein, nein, musste ich dagegen einwenden, sollte sich je herausstellen, dass die Regie etwa mit der Blue Box arbeitet oder dem Schwarzen Kabinett, ist das Thema Zauberei für das Fernsehen erledigt, Herr Professor, gibt es so etwas wie ein akademisches Amtsgeheimnis, können Sie ein solches Geheimnis bewahren? *Natür-li chchan i dass.* Ich auch, Herr von Castelmur-Bondo, wenn ich Ihnen den alten Houdini-Trick verrate, scheiden wir beide enttäuscht aus diesem Tabakskollegium, Sie, weil Sie damit fertig werden müssen, dass Sie, wenn auch auf amüsante Weise, für dumm verkauft wurden, Sie stürzen in eine Identitätskrise, zweifeln an Ihren fünf Sinnen und an Ihrer Intelligenz, ich, weil ich den Magischen Eid gebrochen habe: Abrakadabra-Simsalabim, bei Dante, Bellachini und Houdini, ich halte geheim, was ich weiß, und nie verrate ich meine Kunst.

Ob es aber nicht auch so sei, dass, wenn Jérôme von Castelmur-Bondo, der nur kurz gelacht und bemerkt hatte: *schwamm drüber*, die Lektüre so hoch einstufe, weil der Romancier über die traumdeuterische Gabe verfüge, uns ganz in seinen Bann zu schlagen, doch auch ein Element des Hinters-Licht-Führens dabei sei, ob der wunderbare Schein, den er erzeuge, nicht auch empfindlich trügen könne. Mir komme da, wenn ich gerade wieder die Erstausgaben von Thomas Mann im weilandigen Cigarrenschrank seines Vaters bewundere – darunter den «Zauberberg», in dem der Held, wie mir zufällig bekannt

sei, sage, ein Tag ohne Tabak wäre für ihn der Gipfel der Schalheit, man esse eigentlich nur, um hinterher rauchen zu können -, das Ateliergespräch zwischen Lisaweta Iwanowna und Tonio Kröger in den Sinn. Diese Novelle hätten wir in der Kantonsschule gelesen, es habe, so heiße es da, eine empörend anmaßliche Bewandtnis mit der oberflächlichen Erlösung und Erledigung der Gefühle in der Literatur, wem das Herz zu voll sei, der brauche bloß zum Skribenten zu gehen, der werde seine Angelegenheit analysieren und in die passenden Worte kleiden, ob Herr von Castelmur-Bondo damit einverstanden sei, dass die Parallelen zum Störschneider nicht ganz von der Hand gewiesen werden könne, der Betroffene, so Thomas Mann, werde geklärt und gekühlt von dannen ziehen, und Tonio Kröger frage dann Lisaweta, über den eigenen Stand empört, ob sie ernsthaft für diesen eitlen und kalten Scharlatan eintreten wolle, kurz, Hermann Arbogast Brenner sehe in diesem Schamanentum das krasse Gegenteil zu dem, was sein Gesprächspartner über die Magie des Lesens bei Proust ausgeführt habe. Und er finde sich, wenn er auf Hofmannsthal zurückgreifen dürfe, durch diesen Dichter bestätigt, der im Dramolett «Der Tor und der Tod» Claudio sagen lasse: «Wo andre nehmen, andre geben, / Bleib ich beiseit, im Innern stummgeboren / ... / Wenn ich von guten Gaben der Natur / Je eine Regung, einen Hauch erfuhr, / So nannte ihn mein überwacher Sinn, / Unfähig des Vergessens, grell beim Namen / ... /